



Officielles Organ des Oesterreichischen Touristen-Club.

Protector:

Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Otto.

Erscheint am 1. und 16. eines jeden Monats.

Die Mitglieder des Oesterreichischen Touristen-Club erhalten die Zeitung unentgeltlich.

Der Abonnementspreis beträgt ganzjährig 8 Kronen; für das Ausland 8 Mark; einzelne Nummern 50 Heller.

Für den Inhalt der Artikel sind die Verfasser verantwortlich. — Nachdruck nur mit Angabe der Quelle gestattet.

No. 17.

Wien, am 1. September 1900.

XX. Band.

Ein Ausflug in die „Sieben Gemeinden“.

Von Eduard Hübl, k. u. k. Vorstand d. R. in Wien.

„ICH SCHBAIGE BENNE DE LICHTE VEHLMAR —
UN SELTEN REDE ABER BAHR.“

Wenn wir mit der Karte in der Hand die nord-italienischen Grenzlande bereisen, so stoßen wir allenthalben auf Oertlichkeitsnamen, die uns eigenthümlich anmuthen, weil wir in ihnen so zu sagen alte Bekannte zu erkennen glauben.

Bei näherer Betrachtung finden wir auch, dass sie unserem Wortschatze, dass sie der deutschen Sprache angehören, wenn es uns auch manchesmal Mühe kostet, dieses heute gesprochene oder geschriebene Kauderwälsch wieder zu erkennen.

Es sind Vermächtnisse, Sprachdenkmäler, oder richtiger noch Grabschriften unserer deutschen Volksgenossen, die sie auf jenem Boden hinterlassen haben, während sie selbst schon lange unter der Erde ruhen; ihre Nachkommen erbten diese Namen mit den Objecten, verstanden aber die Sprache nicht mehr und bequemen sie so gut es ging ihrer Zunge an.

Daher kommt es, dass sie allerdings vielfach verändert erscheinen und oft kaum mehr zu erkennen sind.

Wir finden daher auch die Namen unserer Orte, Berge und Flüsse u. s. w. getreulich in den italienischen Alpen wieder, nur heissen die Waldberge dort *Monte Baldo*, die Rosenberge *Monte Rosa*, die Pfarrkogel, Burg- oder Spitzberge *Monte Farra*, *Monte Burga* oder *Monte Spizza*, die Lärchenkogel *Col de Larche* u. dgl.

Es macht den Eindruck, als schreite man über ein grosses deutsches Leichenfeld, um das sich niemand gekümmert hat, das ungepflegt und unbeachtet der Verwahrlosung anheimgefallen ist.

Man sieht noch die Grabhügel; man liest noch die alten Inschriften auf manchem umgestürzten Denksteine, aber es ist alles schon sehr verwittert und vermodert und mit fremder Cultur überwachsen, dass nach längerer oder kürzerer Zeit nichts mehr davon zu sehen sein wird, als die Namen, die man nicht ausrotten kann.

Ein recht trauriges und betrübendes Beispiel eines verschollenen deutschen Landes und Stammes für denkende und deutsch fühlende Menschen.

Noch ist die Ursache nicht recht klar, warum den sonst so thatkräftigen und tüchtigen deutschen Stammesgenossen

in den norditalienischen Provinzen und in Südtirol das traurige Loos beschieden war, immer mehr der Verwälschung anheimzufallen, und was die Schuld sein mag, dass ein so begabtes Volk Schritt für Schritt vor den Romanen zurückweicht, indem es entweder ihre Sprache annimmt, oder vom Schauplatze verschwindet?

Ein Beispiel aus jüngster Zeit wirft jedoch einiges Licht auf die Sache.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts tauchte dieseits der Alpen die Nachricht auf, dass in Nord-Italien, an der Grenze gegen Tirol sich eine Anzahl deutscher Gemeinden befinden, von denen man nicht begreifen konnte, wie sie dorthin gekommen sind.

Man hat sich lange in den wunderlichsten Meinungen und Vermuthungen über diese Aelpler ergangen, ohne der Wahrheit auf den Grund zu kommen, bis man in neuerer Zeit durch sprachliche und Racenvergleichung über die Geschichte dieses deutschen Volkes ein etwas deutlicheres Bild gewonnen und erkannt hat, dass es sich um die übrig gebliebenen Reste ehemaliger, bis ins XIV. Jahrhundert nachweisbarer, deutscher Volksstämme handle, die sich auf jenen rauen Bergen in alpenhafter Einsamkeit die deutsche Sprache und Sitte bewahrt hatten. Unter dem Schutze namentlich der Republik Venedig haben sie bis in die neueste Zeit der Verwälschung widerstanden; sie bildeten ein selbstständiges Gemeindewesen mit grossen Vorrechten, wie aus folgendem Berichte des deutschen Reisenden Gössel hervorgeht, welcher in Büschings Erdbeschreibung vom Jahre 1776 enthalten ist:

„Die *Sette Comuni* oder die Sieben Gemeinden,“ heisst es daselbst, „fangen 15 italienische Meilen von Vicenza an, erstrecken sich bis an die Grenze von Tirol, liegen auf hohen Bergen zwischen Thälern, die sich schlangenweise krümmen, haben den Fluss Brenta gegen Morgen und den Fluss Astiko gegen Abend, eine Länge von 25 und eine Breite von 20 italienischen Meilen und sind ganz mit steilen Felsen umgeben, aber in dem Mittelpunkte, wo Asiago liegt, sind geräumige und nasse Wiesen, welche der Fluss „Pach“ bewässert.“

Sie werden von einem sehr arbeitsamen Volke bewohnt, welches besondere Freiheiten genießt und seine Vorsteher zu

gerichtlichen und Polizei-Sachen aus seinem Mittel erwählt. Sie treiben Viehzucht, Ackerbau und Weinbau und verheiraten sich nur untereinander.

Sie sind von eben dem deutschen Volke, welches die 13 Gemeinden im Gebiete von Verona bewohnt; man hält sie für Nachkommen der Cimbern, welche der römische Feldherr Marius in der Ebene von Verona überwunden, worauf sie in das veronesische und vicentinische Gebirge geflüchtet wären und sich hier angesiedelt haben.

Sie sind der Republik jederzeit treu gewesen und als Beschützer der Pässe, welche aus Italien nach Tirol führen angesehen, auch in herzoglichen Edicten stets »Die Getrauen« genannt worden.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die berühmten Scaglieri aus ihnen entsprossen sind; einige sind als Schriftsteller wohlbekannt und in schönen Künsten haben sich aus diesem deutschen Volke ebenfalls Mehrere als Maler und Tonkünstler hervorgethan.

Auch in auswärtigen und einheimischen Kriegesdiensten haben sich Unterschiedene als Befehlshaber grossen Ruhm erworben.

Es kann dieses deutsche Volk wenigstens 15.000 Mann zur Vertheidigung der Grenze stellen.

Strassenraub und Todschatz sind unter demselben unbekannt.

Es haben diese sieben Gemeinden ihre Gerichte zu Asiago und es bestehen dieselben aus zwei Richtern für jede Gemeinde und einem Gerichtsschreiber.

Zu ihren Verdiensten um die Republik Venedig gehört, dass sie den Hauptfeinden derselben widerstanden und der Republik in ihren letzten Kriegen nützliche Dienste geleistet haben. —

Dieser Bericht heimelt uns ohne Zweifel schon sehr germanisch an.

Der tirolische Ethnograph Steub, welcher das vorhandene literarische Material über die Cimbern vollkommen beherrscht, spricht sich über die einstigen Verhältnisse derselben in seinen »Herbattage in Tirol« folgendermassen aus:

»Ehedem waren die *homines teutonici*, wie sie genannt wurden, so zu sagen die Schoeskinder der hohen Republik Venedig.

Als deren Gemenwach gegen Deutschland hin erfrenten sie sich der schönsten Privilegien, mit deren Verleihung schon Cangrande I., der Reichsvicar von Verona († 1329) einen glücklichen Anfang gemacht.

Sie wählten ihre Richter selbst und lebten nach ihrem Herkommen, durften auch nicht in den Krieg ziehen, sondern hatten nur ihre heimlichen Marken und die Bergpässe zu vertheidigen.

Ihr Geist war gleichwohl sehr martialisch; sie gingen beständig bewaffnet, und wenn sie Sonntags zur Kirche kamen und ihre Wehr vor den Thüren des Gotteshauses ablegten, so startete dieses wie ein Arsenal von Hellebarden, Schwertern und Büchsen aller Art.

Arm waren sie zwar, aber ihrer gütigen Herrschaft ergeben und treu.

Darum nannte sie auch der Doge zu öfternmalen: »*I nostri fedelissimi e poverissimi sette comuni*«.

Ihre Seelsorger mussten immer Deutsche sein, und wenn sie nicht aus dem Volke selbst erstanden, so wurden sie aus Deutschland berufen, oft aus weiter Ferne, vom Rhein her oder aus Schlesien.

Die Schulen, wenn sie deren hatten, waren ohne Zweifel deutsch, und so zeigt sich ihre Nationalität unter den Flügeln des Löwen von St. Markus nach allen Seiten gewahrt und gesichert.

Die irrgelende, aber von Achtung geleitete Gelehrsamkeit der nahen Stadt Vicenza würdigte sich sogar, diesen räthselhaften Hochländern einen stolzen Namen ausfindig zu machen.

Sie verkündigten schon vor fünf Jahrhunderten: Die tapferen Nachbarn seien die Abkömmlinge jener Cimbern, welche einst der Schrecken Roms gewesen, aber später von Marius auf den raudischen Gefilden vernichtet worden waren.

Deren ein Häuflein habe sich nach der Schlacht in das Gebirge oberhalb Vicenza geworfen und also dem dortigen Deutschthum seinen Anfang gegeben.

Die biederer Aelpler, zwar ehrlich wie immer, aber in gelehrten Dingen ohne Kritik, nahmen das neue Prädicat in gutem Glauben an und nannten sich seitdem selber Cimbern.

Sie fanden darin umso weniger ein Bedenken, als auch die Stadt Vicenza, wenn sie besungen wurde, sich gern als »Cimbria« anreden lies.

Eine andere Meinung geht freilich dahin: »Cimberleute sei nur missverstanden aus Zimmerleute und der Name komme eigentlich, wie auch Schläge nur vom Holzschlagen.« — So Steub.

Und nun wollen wir uns den heutigen Stand der Sache, ansehen, zu welchem Behufe wir einen Ausflug dahin unternehmen.

Die Eisenbahnfahrt — am 25. September 1898 — hatte ich schon in Trieben unterbrochen, um zu Fuss über den Hohen Tauern (1265 m) nach Oberzeiring und über den Ebenberg (1419 m) nach Unzmarkt zu gelangen; in Neumarkt, um den ewig denkwürdigen Boden bis Friesach zu begehen, denn hier stand Noreja, wo die Cimbern das römische Heer unter Papirius Carbo auf das Haupt geschlagen haben.

In Pontafel waren etwa 2000 italienische Arbeiter abgestiegen, die bei den Barbaren in Oesterreich und Deutschland gewesen und in ihre sonnige Heimat zurückkehrten.

Die Zeit bis zum Abgang des Zuges am Morgen verbrachten sie in den Albergos und Trattorias in Pontebba.

Ich liess mir die Gelegenheit nicht entgehen, den Typus und die Physiognomien der Italiener genauer zu studieren; sie sind wesentlich verschieden von uns Deutschen und den Slaven; von mittlerer Grösse, sind sie eher mager als wohlgenährt, haben meist schwarze Haare, braune Hautfarbe und dunkle Augen und fallen durch ihr lebhaftes Wesen, durch ihre Geberden und ihre lauten Unterhaltungen dem Nordländer sofort auf, es sind Italiener lateinischer Race.

Wir wollen diese Kennzeichen im Gedächtnisse behalten, weil wir sie bei dem Vergleiche mit andern Italienern — den Italienern germanischer Herkunft — brauchen werden.

Längeren Aufenthalt hatte ich noch in Tolmezzo, Forni di sopra in der bergigen Carnia, dann in Lorenzago, Pieve di Cadore, Belluno und Feltre, wo ich entweder deutschsprechende Wirthe oder Wirthinnen oder muntere deutsche Kellnerinnen traf die als wahre Schutzgeister für Ordnung und Reinlichkeit angesehen werden können.

Ich habe mir alle diese Oertlichkeiten besehen und manches Interessante aufnotiert; für den heutigen Gegenstand genüge jedoch die Bemerkung, dass man in allen diesen Gegenden Leute von germanischem Aussehen trifft und Nabert behauptet ebenfalls, dass das Deutschthum in allen diesen Gauen das überwiegende, wenn nicht das einzige gewesen sein muss!

Die Orte haben entweder selbstständige deutsche Namen neben dem italienischen, oder die italienischen Namen sind Entstellungen des ursprünglich deutschen Namens.

In Primolano übernachtete ich im »Albergo a due mori«; dieses Gasthaus, von Italienerinnen bewirthschaftet, kann wegen seiner Unsauberkeit Niemanden empfohlen werden.

Von da trachtete ich die »Sieben Gemeinden«, das Ziel meiner Sehnsucht, zu erreichen.

Nachdem ich mir die bedeutenden Festungsbauten bei diesem italienischen Grenzorte und auf dem Colle del Gallo in respectvoller Entfernung betrachtet und die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass einem neuen Germanenrüge dormalen gewaltige Hindernisse im Wege stehen, kam ich auf der Strasse an der Brenta abwärts und über eine Brücke hinüber nach Piovega di sopra und stieg frohen Muthes den Berg hinan.

Der Weg ist mit Steinen gepflastert, ziemlich steil und holprig, also durchaus nicht angenehm für Fussgänger, die gesunde Füsse und etwas Athem für einen noch bevorstehenden siebenstündigen Marsch behalten wollen.

Ich begegnete zuerst starkknochigen Holzleuten, welche Baumstämme, der Länge nach hintereinander gekoppelt, mit Mäulern in sogenannten Rutschen oder Gleitbahnen thalwärts zur Brenta beförderten, von wo sie dann ins Innere Italiens und an die Adria, sogar bis in den Orient gelangen.

Da die Thalsohle der Brenta 200 Meter, die Höhe von Enego 785 Meter beträgt, so hat man eine Steigung von fast

600 Meter zu überwinden, was bei der zunehmenden Tageswärme recht lästig zu werden anfing.

Es war daher eine recht willkommene Abwechslung, als eine hochgewachsene Tochter der Berge »leichten und zierlichen Schrittes« des Weges herabkam und sich als eine hübsche, blonde Erscheinung erwies.

Eine cimbrische Jungfrau aus den »Sieben Gemeinden« dachte ich und habe nicht umhin gekonnt, ihr einen freundlichen, deutschen Gruss zu entbieten.

Ich merkte aber sofort, dass sie nicht deutsch verstand; mit Hilfe meines italienischen Phrasenvorrathes habe ich indess doch soviel herausgebracht, dass sie in Enego zu Hause sei, dass in ihrem Dorfe aber nicht deutsch sondern seit jeher nur italienisch gesprochen wird.

Seit jeher — *da tempo immemorabile* — meinte diese neue Italienerin; es wird heute italienisch gesprochen, folglich wurde seit jeher italienisch gesprochen; wir wissen aber bestimmt, dass hier seit jeher deutsch gesprochen wurde.

Etwas herabgestimmt, erkundigte ich mich noch um ein respectables Gasthaus, dankte ihr für die Auskunft, worauf sie sich mit einem artigen »*buon viaggio*« empfahl.

So sieht also eine Jungfrau aus den cimbrischen Gemeinden aus; ihre Gesichtszüge und ihre blonden Haare verdankt sie germanischen Eltern; die Sprache aber und die Gesinnung haben ihr die wälschen Nachbarn beigebracht, die es offenbar gut verstehen uns die hübschen deutschen Jungfrauen wegzuschnappen.

Mittlerweile kam ich zu einer kleinen Kapelle, an der sich eine italienische Inschrift mit der Jahreszahl 1749 befindet.

Das ist die Zeit, wo unser Herr von Gössel diese Gemeinden besucht, und noch keine Italiener hier angetroffen hat.

Wer mag ihnen nur diese italienische Inschrift verfasst haben?

Bevor ich die ersten Häuser des ansehnlichen Dorfes Enego oder Gen Eben erreichte, hatte ich noch eine vergnügliche Augenweide; zwei junge, vornehme Damen, mit den blondesten Haaren und lichten Gewändern, sassen wie die Schwäne, oder um mich germanischer auszudrücken, wie nordische Elfen in leichten Schlitten, und liessen sich von Männern abwärts befördern; ohne Zweifel eine originelle und angenehme Art, rasch ins Thal zu gelangen.

Mein deutscher Gruss wurde zwar recht höflich, aber italienisch erwidert und so wurde es immer wahrscheinlicher, dass die deutsche Zunge nicht mehr bis Enego reicht.

Im Orte selbst war ein Triumphbogen errichtet und noch allerhand decorativer Schmuck an den Häusern zu sehen; ich war angenehm überrascht, nur konnte ich nicht recht begreifen, wie die Leute von meiner Ankunft erfahren hatten; allein es stellte sich bald heraus, dass diese Veranstaltungen beileibe nicht mir galten, sondern dem Bischof von Padua, welcher sich auf einer Visitationsreise soeben hier befand.

Ein deutscher Bischof war es freilich nicht, denn es ist schon ziemlich lange her, dass deutsche Bischöfe in Padua auf dem Bischofstuhle sassen, nämlich vom Jahre 647—1050.

Von Primolano bis hierher wird der Fussgeher etwa zwei Stunden benöthigen.

Ich fand bald eine Trattoria und ein in der Sommerfrische hier weilender junger und gebildeter Italiener gebräunterer Sorte, war so liebenswürdig, mich auf alles Beachtenswerthe im Orte aufmerksam zu machen.

Zuerst wurde die Kirche besucht; sie steht frei auf einer Anhöhe östlich des Ortes wie eine Kathedrale und ist ein vornehmer Bau im romanischen Style.

Man steigt über viele breite Stufen empor und erblickt über dem Eingangsthor das bischöfliche Wappen und die sinnvolle Aufschrift »*Spes nostra*«.

Das Innere der Kirche ist edel, einfach und gerade deshalb von bedeutender Wirkung; eine Gemeinde, die einen solchen Bau auführt, verräth viel Kunstsinn und kann nicht arm sein.

Auch das Municipal- und Schulgebäude wurde prächtig befunden und ein alter Thurm flüchtig besehen; nachdem ich mich jedoch überzeugt hatte, dass an Deutschthum hier nichts mehr anzutreffen ist, und in der Trattoria ein Imbiss eingenommen worden war, setzte ich meine Wanderung auf dem Wege nach Fozza fort, wobei mich mein liebenswürdiger Signore ein Stück begleitete.

Abermals hat man eine beträchtliche Steigung zu überwinden, die aber umgangen werden kann; ein freundlicher Landmann führte mich auf einem kleinem Umwege durch Waldschatten zur Höhe, wo ich wieder den Reitsteig erreichte; dort zeigte er mir seine *casetta* und lud mich sogar ein, eine Erfrischung zu nehmen, was ich jedoch dankend ablehnen musste.

Weiterwandernd gelangt man zu der Häusergruppe Faffanèche oder Pfaffeneck, von wo der Monte Lieser (1636 m) über Lerche und die Alpenweiden Lambera leicht zu ersteigen ist.

Der Saumweg nach Fozza führt zu den Häusergruppen Dori und Godanella, von wo man bereits den Glockenthurm von Fozza über die Berge ragend erblickt, trotzdem man noch recht weit vom Orte entfernt ist.

Ich hatte bald einen italienischen Obsthändler eingeholt, der mit seinem beladenen Tragthiere von Ort zu Ort zog; ich kaufte einige Pfirsiche und Weintrauben, die hier oben immerhin ein seltenes Labsal sein mussten.

Dabei fiel mir auf, dass er sich zum Abwägen einer sogenannten römischen Wage bediente die aus einem ungleichen Wagebalken besteht, dessen kurzer Arm die Last, und dessen längerer das Laufgewicht trägt, das solange verschoben wird, bis der Balken horizontal steht, worauf das Gewicht an dieser Stelle abgelesen wird.

Von Godanella führt der Weg etwa 250 m abwärts über Frisoni oder Friesen in eine Schlucht, Val Gadena, Gadenthal, genannt und wieder aufwärts zu den Fractionen Gavella oder Kapelle, Lazzaretto und Grun oder Grün nach Fozza.

Von Enego nach Fozza rechnen die Leute 2½ Stunden. Fozza, zu deutsch Füsche oder Fusch (1084 m), erreichte ich gegen 4 Uhr Nachmittags und sprach daselbst in der »*Albergo alle alpi*« ein.

Der Ort besteht nur aus wenigen Häusern, hat eine schöne Kirche mit einem abseits stehenden neuen Glockenthurm, von dem soeben ein hübsch zusammenklingendes Geläute zu hören war.

Nach Klöden's Handbuch der Erdkunde wird in Fozza fast ausschliesslich deutsch gesprochen; das ist aber unrichtig, denn hier spricht man fast ausschliesslich italienisch, und nur die Namen der Berge, Wälder und Gehöfte erinnern, wie überall in diesem Hochlande, daran, dass in diesem Orte allerdings Deutsche waren, die aber das Zeitliche schon längst gesegnet hatten.

Die Nachricht von der Verwälschung ist eben nicht so schnell nach Wien und Berlin gedrungen, als sie sich in Wirklichkeit vollzogen hat, und so liest man solche Bemerkungen oft noch lange über die geänderten Verhältnisse hinaus.

Im Gasthausgarten sah ich mit Vergnügen einem Spiele zu, das an das deutsche Kegelspiel erinnert; auf einem geräumigen, mit Brettern eingefriedeten Plane warfen mehrere Theilnehmer mit grösseren Kugeln nach einer kleineren am Ende des Planes, und Jene hatten gewonnen, deren Kugeln dem Ziele zunächst lagen.

Eine Stunde südlich von Fozza befindet sich eine Einsiedelei mit prächtiger Aussicht in die italienische Ebene.

Von Fozza führt der Weg in einem weiten Bogen um ein Thal, und man gelangt über Stona oder Stein nach Costalta zu dem auf luftiger Höhe stehenden Kirchlein (1044 m) und über Bona nach Ronchi oder Reut und Campanella (1046 m) und von da in einer halben Stunde zur Strasse, die, von Asiago bis hierher fertig gestellt, die soeben berührten Orte einmal verbinden wird.

Campanella heisst der Thürklopfer, aber auch der eiserne Ring an dem Pfosten, an welchem die Tragthiere und Pferde angebunden werden, wovon der Ort wohl seinen Namen haben mag.

Bald hat man Gallio erreicht. Die Entfernung von Fozza nach Gallio beträgt 2½ Stunden.

Der ganze Weg von oberhalb Enego bis Gallio zeigt mit Ausnahme der Gadenaschlucht keine nennenswerthen Höhenunterschiede, ist überall offen, immer gut gangbar und nicht zu verfehlen; es ist der Hauptverbindungsweg dieser Orte, ein Reit- oder Saumweg.

Die Landschaft ist herrlich, und die Wanderung durch diese Hochgebiete gehört ohne Zweifel zu den schönsten Genüssen, die ein Touristenherz nur wünschen kann.

Allenthalben begegnet man hochgewachsenen Leuten mit blonden oder braunen Haaren, gutmüthig, freundlich, gefällig; auf den Alpenwiesen, zur Zeit mit den schönen Blüthen der Herbstzeitlose geschmückt, sieht man grosses und kleines Vieh, Rinder, Schweine und Schafe; die Hirten singen dabei ihre Lieder oder hocken bei einem Feuer oder treiben andere Kurzweil; dann und wann verräth ein unerwarteter Büchschensschuss im Walde, dass man auch hier dem edlen Waidwerke obliegt. Schwerfällig und unter Gekrächze erheben sich die Raben, um sich in sicherer Entfernung an anderer Stelle niederzulassen.

Das Leben gestaltet sich also in diesem Hochlande auch nicht viel anders als in unseren Alpen, und wenn wir nicht öfters italienische Laute hören, oder den Schrei eines Esels als Misston in diesen friedlichen und lieblichen Hochlandschaften empfinden würden, wir wüsten kaum, dass wir uns auf fremd-herrlichem Gebiete, in Italien befinden.

Am Wege oder auf den Höhen verstreut sehen wir einzelne Häuser oder Gruppen von Häusern, hie und da eine einfache Kapelle oder ein schmuckloses Holzkreuz, das trotzdem von dem frommen Sinne der Bewohner Zeugnis gibt.

Die Häuser sind ärmlich, aus Bruchsteinen aufgeführt, mit Schindeln gedeckt und wie bei den alten Germanen meist noch ohne Rauchfänge.

Die Kinder nähern sich dem Fremden nur schüchtern, weil ihnen der Anblick ein ungewöhnlicher ist; ich sah sogar einzelne nackt herumlaufen, indess waren sie wohlgenährt.

Die Brunnen und Tränkstätten, oft von Hirten mit ihren Schaf- und Rinderherden belagert, und die clas-ischen Gestalten der Wasserträgerinnen mit den bekannten zwei, am Tragholze hängenden kupfernen Wassereimern geben ein malerisches Bild.

Bemerkenswerth ist noch, dass man hier, trotzdem die Leute arm sind, nirgends angebettelt wird; bereitwillig erhält man die gewünschte Auskunft, ja ich hatte sogar Mühe, für eine Gefälligkeit, für geleistete Dienste ein Geldstück anzubringen; »Niente, niente Signore« war die stolz abwehrende Antwort, was ich als eine deutsche Eigenschaft zu erkennen glaubte, weil sie mit der italienischen Begehrlichkeit nicht übereinstimmt.

In Gallio oder Gel (1090 m) wurde mir das einfache Gasthaus des Ficko gezeigt, und es war ganz in der Ordnung, dass mir nach solchem Marsche ein Hammelbraten mit Polenta und Rothwein vorzüglich mundete.

Der Wirth spricht deutsch, seit Feltre die ersten Laute in dieser Sprache, die leider auch hier schon fast ganz erloschen ist; er gab sich bei jeder Gelegenheit als Freund Oesterreichs zu erkennen; hier sei kein Verdienst, meinte er, die Steuern hoch und das Leben beschwert; in Oesterreich wäre besser zu leben wie in Italien.

Selbstverständlich pflichtete ich dieser Meinung bei und mit dem erhebenden Bewusstsein, endlich einen Freund Oesterreichs gefunden zu haben, begab ich mich zur Ruhe.

(Schluss folgt.)

Neue Touren.

Von Dr. Karl Prodinger in Graz.

(Schluss.)

II. Der Schwarzenstein (1958 m).

Erste vollständige Begehung seines Nordgrades.

Kaiserschild! Lockender Dämon! Ich war der Erste, der den Gedanken fasste, dich über deine Ostwand zu erklettern, und doch sollte es mir nicht gegönnt sein, meinen Traum zu verwirklichen; Anderen ist es gelungen, was ich ersann, zwar lieben Freunden von mir, aber doch nicht mir selbst. Und trotzdem freue ich mich ihres Sieges, denn es freut mich, dass ich es war, der ihnen die Wege gewiesen hat. Und wenn man erzählt von den Kühnen, denen es geglückt ist, das Kaiserschild von Osten her zu erreichen, so wird man meiner gedenken müssen, als desjenigen, der diesen Gedanken zuerst hegte, aber ihn nicht ausführen konnte, nicht aus Unvermögen, sondern weil ihn Krankheit fesselte. Oder glaubt mir's jemand nicht? Wohl denn, ich führe ihn im Sommer einen neuen Weg über die Ostwand des Kaiserschilds auf die Spitze.

Aeger und unfreundlicher als den Tag vorher war das Wetter am 22. Mai, und ich erwachte in der Früh noch dazu mit einer sehr gut ausgebildeten Influenza. Ich fieberte daher den ganzen Tag und hatte obendrein gegen ein dampfes, sehr schmerzendes Kopfweh zu kämpfen. Unter diesen Umständen — es goss in einem fort — den Aufstieg auf das Kaiserschild über die Ostwand ausführen zu wollen wäre Thorheit gewesen. Was aber sollten wir thun? Meine Krankheit sollte mich nicht hindern; mit der glaubte ich noch fertig zu werden. Da erinnerten wir uns zur rechten Zeit an das kühne Felshorn des Schwarzensteins, das wir gestern so oft bewundert hatten; ich wusste, dass auch da noch etwas Unerstiegenes war, und so beschlossen wir kurzweg, den Schwarzenstein zu besuchen und das Kaiserschild für eine gelegeneren Zeit aufzuheben. — Um 7 Uhr 45 Min. verliessen wir, während es noch regnete, unseren Gasthof und schritten langsam die Strasse gegen die Ramsau zu hinan. Ziemlich weit ausserhalb von Eisenerz, gleich nach einer schärferen Steigung der Strasse verliessen wir sie, um einem Steig zu folgen, der, am linken Ufer eines Wasserleins laufend und gerade vor einem Bauernhause in den Strassenzug einmündend, uns auf dem kürzesten Wege an den Fuss der Felsen zu führen schien. Nun folgte ein beschwerliches Steigen durch den steilen Wald, bis wir nach zwei Stunden die Quelle des Wasserleins, das uns bisher stets begleitet hatte, auf einer Hochwiese erreichten. Aber die Felsen des Schwarzensteins schauten noch aus beträchtlicher Höhe zu uns

herab. So beschlossen wir denn, eine Weile zu rasten. Dann ging's sehr ermüdend durch Unterholz, in dem wir viele Schneeglöckchen fanden, den mit Nebel bedeckten Felsen zu. Endlich wich das Gehölz, und das Geröll begann. Wir steuerten nun, da die Wände vor uns ungangbar waren, einer Geröllgasse in den Felsen des Schwarzensteins zu und hofften durch sie bald auf den Nordgrat geführt zu werden. Als wir, an den Felsen nach links hinkletternd, sie erreichten, waren es drei Stunden, seit wir die Strasse in der Ramsau verlassen hatten.

In der Geröllrinne nun, die, wie wir jetzt bemerkten, auf eine Scharte im Nordgrate zulief, stiegen wir zuerst ganz rechts in ihr empor, einestheils, um dem äusserst schlüpfrigen, noch halb vereisten Boden so viel als möglich auszuweichen, andernteils, um vor den manchmal herabpfeifenden Steinen sicher zu sein. Nachdem wir eine Weile so fortgeklettert waren, wandte sich die Rinne nach links, und wir sahen uns nun vor die Nothwendigkeit gestellt, knapp unterhalb einiger Felsen, die die Runse hier sperren, auf ihre linke Seite zu traversiren. Dies war des Eisbelages des Bodens halber ein missliches Stück Arbeit, und es kostete uns auch einige Pickelhiebe zur Herstellung von Stufen. Sehr unangenehm und beschwerlich aber war das Klettern hernach: das Gestein so brüchig als nur möglich, der Boden der Runse, den wir manchmal betreten mussten, höchst schlüpfrig und unzuverlässig, die im Eise eingefrorenen Blöcke auch bei einer geringen Berührung schon zerfallend, dabei alles vom Regen in der Frühe her noch nass, das Wetter selbst mit jedem Augenblicke schlechter werdend und das Klettern direct schwierig. Wir waren froh, als wir die Scharte erreichten. Vor ihr stiegen wir ein wenig nach rechts aufwärts und rasteten hier von 11 Uhr 13 Min. bis 11 Uhr 40 Min. Wenn sich der Nebel um uns lüftete, sahen wir nach Norden hin auf den ausserordentlich zersägten und zerrissenen Grat, ja wie wir später erkannten, war die von uns erreichte Scharte überhaupt die erste, die man im Nordgrat gewinnen kann. Unter uns schimmerte ein dreieckiges Schneefeld aus der Tiefe, nach dem wir bedeutende Abgründe vermutheten; wie es sich später zeigte, hatten wir uns von der dunklen Farbe des Bodens ringsum täuschen lassen. — Nach unserer Rast setzten wir unsere Kletterei fort, indem wir rechts vom Grate blieben; zuerst kamen wir an ein dichtes Krummholzfild, durch welches uns aber ein gut ausgetretener Wildpfad ohne viele Mühe hindurchführte, dann kam eine kleine schroffe Wand und endlich wieder der Grat, der aber hier

Wir überschritten nun das ganze erste Plateau, eine saftig grüne, etwas sumpfige Wiesenfläche, kamen wieder durch Tannenwald und stiegen ziemlich allmählig empor zum zweiten Plateau. Ein klarer Bach rieselt hier durch üppiggrünes Weideland, überall spriessen bunte Alpenblumen, die den unserigen meist nahe verwandt sind. In dem Bach, der bei etwa 1800 m entspringt und herrlich frisches Wasser (an der Quelle sogar ohne Frösche) hat, gibt es zahlreiche Forellen, die den unserigen ebenfalls sehr ähnlich sind und vortrefflich schmecken.

Schon vom ersten Plateau aus hat man einen herrlichen Ausblick auf die kahlen Felsmassen des Gipfels, in dessen Schluchten enorme Schneemassen liegen. Nun waren wir aber am Fusse, die Zacken des Gipfels lagen über uns und an die Nähe des Schnees wurden wir durch die eisige Kälte, die der Wind von oben herbrachte, genugsam erinnert. Wir (ich und der Kawass) begannen nun mit der Fusswanderung. Der kalte Wind sauste um und anscheinend durch uns, man glaubte ganz der Kleider beraubt zu sein; schwere Nebelmassen zogen hin und her, und vier mächtige Steinadler kreisten bald auftauchend, bald verschwindend in diesem Chaos. Ihre räuberische Thätigkeit bekundete uns ein zerrissenes und zum grössten Theil verzehrtes Lamm, dessen Reste wir am Wege fanden. Wir eröffneten eine kleine Schlacht mit unseren Revolvern, sahen aber bald, dass wir ebenso gut hätten von hier auf die Adler in der Schönbrunner Menagerie schießen können, denn es fiel nicht nur keiner zu Boden, sondern sie nahmen sich nicht einmal die Mühe, weiter wegzufiegen, weshalb wir auch in der richtigen, nur etwas zu spät gewonnenen Erkenntnis, dass unsere Revolver zu anderen Zwecken dienen sollten, das Feuer einstellten. Auf dem Gipfel, den wir um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr erreichten, krochen wir in eine Mulde, um vor dem eisigen Winde geschützt zu sein, und fanden zu unserem Erstaunen, dass auf der Unterseite der Steine, welche die Einfassung dieser Mulde bildeten, viele Hunderte von Marienkäferchen (*Coccinella septempunctata*) dicht gedrängt beisammen sassen. Auch unter anderen Steinen auf dem Gipfel sah ich sie massenhaft. Wie die Thierchen in so grosser Zahl heraufkamen, und wovon sie lebten, ist mir räthselhaft geblieben.

Als wir wieder auf dem zweiten Plateau waren, wurde ein opulentes Mittagmahl verzehrt und wir freuten uns alle vier sehr über das schöne Wetter, das gute Essen und die wunderbare Lage unseres Ruheplätzchens. Herunter ging's dann bis zum ersten Plateau zu Fuss und nach abermaliger Rastzeit daselbst wieder auf Eselsrücken nach Hause.

So wenig man die Sonne beim Aufstieg unangenehm empfand, so grimmig stellte sie sich in den Nachmittags-

stunden ein. Wenn auch das unter dem Hut angebrachte Taschentuch Nacken und Schläfen vor dem Sonnenbrande schützte, so war doch die Hitze gross genug, um auch die abgehärtetsten Orientbummler zur Verzweiflung zu bringen. Der Monat August ist eben in Anatolien auch ein Sommermonat, und wenn er einerseits die vollständige und bequeme Besteigung des Olymp ermöglicht, so fordert er auch andererseits wieder seinen Tribut ein. Freilich kommt mir jetzt, hier im Inneren Kleinasien, wo der Wind Nachmittags mit Backofengluth über die sonnverbrannte Steppe weht, die Temperatur der »olympischen« Nachmittagsabstiege noch recht angenehm vor; doch das mag wohl die Erinnerung machen, damals schimpfte ich trotz der schönen Ausbeute an Insecten und dergleichen ganz gottsjämmerlich, als ich abwechselnd im heissen Staub und auf den Katzenkopf-Felsen des Weges schweisstriefend dem so ferne erscheinenden Brussa zueilte.

Dass wir die Brunnen am Wege bei der Heimreise mehr in Anspruch nahmen, als am Morgen, braucht nicht besonders erwähnt zu werden; wir tranken immer noch eins von jedem, bis das warme Wasser der untersten Quelle erkennen liess, dass Brussa nicht mehr weit sei. Da gaben wir dann unseren Eselchen volle Lauffreiheit und sie eilten im schärfsten Trab, nachdem wir die unbehagliche Gök-Dere-Brücke noch im Schritt passirt hatten, dem Hôtel zu. Dies war eigentlich der gefährlichste Theil des Weges; denn in ihrer Freude, heimzukommen, wichen sie weder frommen Ulemas, noch verschleierte Fräulein, noch kleinen Kindern aus, rannten in alle Equipagen und Büffelgespanne, so dass ich mehr Acht haben musste, um all' diesen Fährlichkeiten zu entgehen, als drei Admirale bei der ausgiebigsten Seeschlacht. Nachdem ich mein Thier noch glücklich bei einem Melonenverkäufer, einer Schafheerde und einem Geschirrhändler vorbeigesteuert hatte, hielt es nach kurzem, gefahrlosem Trab schnaubend und wiehernd am Hôtelthor. — Ich sank mit gänzlich zermürbten Gliedern herab und kroch mit einem ziemlich gelungenen Versuch, ohne Zuhilfenahme der Hände bei der Table d'hôte-Gesellschaft vorbeizugehen, seufzend in mein Zimmer. Aber am nächsten Tage war alles wieder vergessen und als ich des getreuen Sali ansichtig wurde, da machte ich von meinem Vorrechte, das niederträchtigste Türkisch zu sprechen, Gebrauch und sagte: »Sali, jaryn burda gel, saat da sekiz jarym Omerile, escheklerile, keschisch dagh da giderescheghyz«*) und freute mich sehr über diesen langen Satz und auf den morgigen Aufstieg.

*) Sali, komm' morgen her um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr (türkisch = etwa 4 Uhr Früh) mit Omer und den Eseln; wir gehen auf den Olymp!

Eski-Chehir (Kleinasien), 16. August 1900.

Ein Ausflug in die „Sieben Gemeinden“.

Von Eduard Hübl, k. u. k. Vorstand d. R. in Wien.

(Schluss.)

Am Sonntag den 2. October besuchte ich Früh die Kirche und dann führte mich mein Wirth mit seinem Wägelchen in die »Stadt.« Ein ausserordentlich befriedigendes Gefühl beschlich mich, als ich durch die thaufrische, von der kühlen Morgensonne beschienene, prächtige Landschaft über die ein eigener Zauber gebreitet war, dahinfuhr und auf dem sanft ge-

wellten Alpenplane bald das frei gelegene, ehemals deutsche Städtchen Slege oder Asiago, wie es heute genannt wird erblickte! Hatte ich doch die Gewissheit, daselbst noch Stammesbrüder zu treffen und deutsch mit ihnen verkehren zu können.

Allenthalben sieht man die Umgebung mit Gehöften aller Art und einzelnen Villen, besetzt und Leute auf der Strasse

im Sonntagsstaate der Stadt zueilen. Die neue Kirche fällt schon von Weitem in die Augen und deren harmonisch verklingendes Geläute ging mir wundersam zu Herzen.

Ein verlorenes und vergessenes, aber doch wieder erkanntes, wiedergefundenes Stück deutschen Landes, dessen blonde und blauäugige Kinder ihre germanische Abkunft nicht verleugnen können; sie gehen stolz einher und haben alle Ursache dazu, denn sie unterscheiden sich, wie der Vergleich zeigt, durch ihre Körperbeschaffenheit sehr vorthellhaft von den Italienern lateinischen Stammes.

Offenbar gedenken sie gerne noch ihrer alten Freiheit und bewaffneten Herrlichkeit; die Erinnerung an ihre deutschen Vorfahren, an ihre klassische Sprache und ihre alten Sitten, kurz an ihre rühmliche Vergangenheit muss in ihnen ohne Zweifel noch lebendig sein, denn es ist ja nicht lange her, dass sie noch deutsch waren.

Offenbar denken und fühlen sie noch deutsch, wenn sie auch ihre Gedanken in einem andern Idiom ausdrücken!

Ich logierte im »Albergo alle alpi« der Frau Molina Bona, und war, was ich gleich vorweg bemerken will, in jeder Beziehung zufrieden.

Asiago besitzt 5700 Einwohner, hat zwei- und dreistöckige, nach deutscher Art erbaute, mit Schindeln gedeckte Häuser.

Die Strassen und Plätze sind reinlich und weil eben Sonntag war, sah man Jung und Alt, hübsch gekleidet, rauchend und plaudernd in Gruppen beisammenstehen, oder sich in den Gassen auf und ab bewegen.

Der schöne Tag hatte auch die Damenwelt auf die Gasse gelockt, und da konnte man nebst den geschmackvollen Toiletten so manches hübsche Gesicht und allerlei Schattierungen von Blond beobachten.

Ein äusserst anziehendes Bild für deutsche Besucher dieser Gegend, besonders wenn man erwägt, dass diese Hochländer uns noch dazu mit Fleisch und Blut angehören.

Unter diesen Kindern Germanias sah man freilich auch schwarzhaarige und dunkeläugige Kinder Italias — sprechende Beweise, dass seit der Aufhebung des Heiratsverbotes mit Wälschen, wovon unser Gössel erzählte, der sogenannten »Sbarra« die Verwählung schon lange in das Heiligthum der Familien gedungen ist.

Von diesem Schauspiele angezogen, blieb ich längere Zeit noch auf der Gasse, und es wollte mir durchaus nicht einleuchten, warum wir diese hübschen Damen, diese weissleibigen Jungen und die wohlgestalteten kräftigen Männer zu den Italienern rechnen, wozu sie trotz ihrer italienischen Zunge entschieden nicht gehören?

Asiago besitzt zwei Kirchen; die alte Kirche, in welcher vor Jahren deutscher Gottesdienst gehalten wurde, steht im südlichen Theile des Marktes, wo noch von einzelnen älteren Leuten cimbrisch gesprochen werden soll.

Die neue Kirche, die Erzpriesterkirche, ist ein grossartiger, die Häuser der Stadt weit überragender Bau im romanischen Stile, mit mächtiger Kuppel; daneben der schlanke äusserst geschmackvolle Glockenthurm; Meisterstücke der Baukunst und die Hauptzierden des Ortes.

Letzterer gewährt eine schöne Uebersicht über die mit Waldbergen eingerahmte Hochfläche mit ihren Dörfern und Einzelhöfen, nördlich von dem Fort Interotto überragt und beherrscht.

Für die Ausgestaltung des Gotteshauses, sowie für die Regulierung und Verschönerung der Umgebung werden jährlich Tausende aus den Erträgen der ausgedehnten Gemeindegewaldungen verwendet.

Vor Kurzem wurde die Orgel fertig gestellt und feierlich eingeweiht. Die Seitenaltäre sind noch im Bau begriffen, aber ebenfalls der Vollendung nahe.

Das feierliche Hochamt war von Stadt- und Landleuten stark besucht; durch die fröhlichen Orgelpassagen und Chorgesänge kam, wenn man so sagen darf, eine heitere Andacht zum Ausbruch; auf mein deutsches Gemüth wirkte es freilich ganz entgegengesetzt und fast war ich bei dem fremdsprachigen Gesange und beim Anblicke dieser verlorenen Volksgenossen zu Thränen gerührt! —

An der Aussenwand der Kirche wurde, wie die Unterschrift besagt, von Rodeghiero Christian Glöckl und Costa Hans Pruk im Jahre 1890 eine Sonnenuhr angebracht, mit der eingangs

als Motto angeführten Sentenz in cimbrischer Sprache, die nicht passender gewählt werden konnte und ins Hochdeutsche übertragen, heisst: »Ich schweige, wenn das Licht mir fehlt, und rede selten aber wahr.«

Wie man aus diesem Beispiele ersieht, gibt es also hier noch Leute, die sich gerne ihrer deutschen Abstammung und Sprache erinnern.

Auch erscheinen zuweilen noch Drucksachen, wie kirchliche Gesänge, Bekanntmachungen, Einladungen oder Todesanzeigen in cimbrischer Mundart, besonders wenn sie für das Landvolk, das noch diese »Zunga« spricht, bestimmt sind.

Die Albergos und Trattorias waren ebenfalls mit Menschen gefüllt, die bei Weiss- und Rothwein sich erfrischten, ihre Minestra oder irgend ein Vormittagsessen zu sich nahmen; Bierkrüge sah man freilich nirgends, dafür fehlten aber Betrunkene nicht, was mich so recht germanisch erheiterte.

Oft nahmen die Leute die Gelegenheit wahr, mich deutsch zu grüssen, oder mit mir ein Gespräch anzuknüpfen, bei welcher Gelegenheit ich bemerken konnte, dass viele der deutschen Sprache, die sie sich in Oesterreich, in Deutschland oder in der Schweiz angeeignet hatten, mächtig sind.

Dass ich von Wien kam, erschien fast als ein Ereignis; wohl ein Beweis, wie selten sich die Wiener mit ihrem vorgeschrittenen Deutschthum hier sehen lassen.

Mit sichtlichem Vergnügen erzählten sie ihre Erlebnisse in Wien, in München und an anderen Orten und während bei uns Asiago ebenso unbekannt ist, wie irgend eine Stadt in Hinterindien, spricht man in Asiago von Wien oder von Berlin, als lägen diese Städte in ihrer unmittelbaren Nähe.

Mit grösster Entrüstung wurde des verruchten Attentates auf unsere Kaiserin gedacht, und rührend war die Theilnahme für unseren vielgeprüften Monarchen. Für die Geschicke unseres Reiches bekundeten sie das lebhafteste Mitgefühl; ich werde kaum fehlgehen, wenn ich sage, dass bei diesen im Grunde noch deutschen Aelplern viele deutsche Sympathien vorhanden sind und, wenn auch verleugnet, noch öfters zum Durchbruch gelangen.

Nachmittags unternahm ich einen Spaziergang nach dem $\frac{3}{4}$ Stunden entfernten Canove, um den über die Assaschlucht im Bau befindlichen Viaduct zu besichtigen.

Die Orte jenseits der Assaschlucht, Roana, Rotzo u.s.w. waren bisher ohne Strassenverbindung mit Asiago; man musste etwa 150 m in die Schlucht hinab und wieder hinaufsteigen; diesem Uebelstande wird jetzt durch den Bau einer grossartigen und kostspieligen Ueberbrückung der Schlucht abgeholfen.

Im Gasthause in Canove wurde ich mit dem Bauunternehmer Herrn Kolpi bekannt, und blieb in dessen freundlicher Gesellschaft; er bot mir einen Platz in seinem Wagen an, und wir fuhren nach Asiago zurück, wo wir dann den Rest des Tages im Gasthause der Frau Bona in fröhlichem Gesellschaftskreise politisirend und raisonirend verbrachten.

Auch der Cimbern wurde gedacht, allein da hörte ich übereinstimmend, das seien gar keine Menschen, das seien Wilde, mit denen ich nicht sprechen könne; man konnte nicht begreifen, wie mich deren Bauernsprache, die ich ja doch nicht verstehen könne, interessiren mag. —

Endlich war es Zeit sich zur Ruhe zu begeben. *)

Am nächsten Tage nahm ich Abschied von den freundlichen Schlägern und wanderte über Berga nach dem eine halbe Stunde entfernten Campovero, woselbst ich in der Kirche mit einigen alten Leuten der heiligen Messe beiwohnte.

Es waren bekannte deutsche Gesichter; und als ich ausserhalb der Kirche mit ihnen sprach, faud sich bald ein Kreis von Neugierigen, die in ihrem »Cimbro« allerhand Fragen an mich richteten und erstaunt waren, dass ich sogar aus Wien daher komme. Bei dem raschen Durcheinander hätte ich wohl das meiste nicht verstanden, wenn ein junger Mann, der längere Zeit in Deutschland gewesen, mir diese Fragen nicht in verständliches Deutsch übertragen hätte.

Sie wunderten sich, die einfachen Leute, dass ich in meinen Jahren noch solche Fussreisen unternehme, wie ich die Wege wisse und ob ich mich nicht fürchte, so ganz allein in die »Bälda un schieche Pergå«

*) Dass die Preise in der Gegend sehr billig sind und dass man mit drei Franken täglich recht gut Nachtruhe und Beköstigung bestreiten kann, dürfte Touristen mit bescheidener Geldkatze zu wissen nicht uninteressant sein.

Als ich ihnen meine Specialkarte zeigte, wo sie nicht nur ihr Asiago und ihr Camporovere, sondern auch die kleinsten Ortschaften mit allen Strassen und Wegen verzeichnet sahen, da leuchtete es ihnen allerdings ein, dass ein Verirren nicht leicht möglich sei.

Ich erfuhr dann noch, dass in ihrer Kirche, sowie in Roana und Rotzo vor 15—20 Jahren noch in deutscher Sprache gepredigt wurde und dass die älteren Leute in diesen Dörfern wohl auch heute noch ihr »Cimbro« als Haussprache gebrauchten.

Dafür werden sie aber von den Jungitalienern mit dem Titel »Ochsen« bedacht! Das haben die Deutschen hier schliesslich davon, dass sie ihr angestammtes Volksthum, ihre Muttersprache nicht schon längst wie ein Hemd gewechselt haben.

Ich wollte den Weg über Roana und Rotzo durch das Astiko-Thal nach Luserna einschlagen, allein da wurde mir gesagt, dass ich da viel auf und ab zu steigen habe, während die Strasse durch das Val d'Assa ziemlich eben fortführe.

Mit Wehmuth blickte ich über die Assaschlucht nach dem Glockenthurm von Roana; gern hätte ich noch diese Oertlichkeiten gesehen; allein ich hatte Eile und musste trachten bald die Bahn zu erreichen.

Und so rief ich denn den biedereren Dorfbewohnern ein herzliches »Auf Wiedersehen« zu und setzte unter allseitigen Glückwünschen meinen Marsch auf der Strasse durch das Val d'Assa fort.

Eine Dorfbewohnerin, die des Weges daher kam, blieb einige Schritte vor mir stehen und wollte offenbar etwas sagen; ich sprach sie an, und — soweit ich sie verstehen konnte — fragte sie mich, ob es mir hier nicht gefalle, weil ich »so bal ausbandere«; sie hätte mich gestern in Asiago gesehen »un die Leute ham kött, dass ar is vun a baite Lante, von Austrich«.

Ich bestätigte dies und sagte, dass ich gerne noch da bliebe, um ihre Sprache besser verstehen zu lernen, dass ich aber schon nach Hause müsse.

Darauf entschuldigte sie sich wegen ihres »Gabrecht«; — sie rede halt noch die »Zunga, ba mar habense geliarnet; die frömada Herra mögan se bol net gut vorstene« — sie war sehr redselig, leider ist mir das meiste entgangen; ich war mit meinem »Cimbro« zu Ende.

Schliesslich mussten wir beide über die komische Situation lachen, dass sich zwei Deutsche in ihrer Sprache nicht verständigen konnten.

Der Grund liegt in dem häufigen Lautwechsel der Vocale, in der ungewohnten Erweichung und Verhärtung mancher Consonanten, wozu noch kommt, dass sie viele italienische Verba mit deutschen Endungen aussprechen.

Man müsste einige Zeit mit diesen Cimbern verkehren, um sich an diese Eigenthümlichkeiten zu gewöhnen.

Indessen hatte ich meiner wackeren Lombardin die Hand zum Abschied gereicht und beinahe fiel es mir schwer mich von hier zu trennen; es war mir, als hätte ich gute Freunde verlassen.

Bald gelangte ich zu einem Sperrfort, das im Falle einer feindlichen Invasion das Vordringen auf diesem Verkehrswege verhindern kann.

»Machen Sie glückliche Reise,« rief mir noch ein alter Steinklopfer zu, mit dem ich einen deutschen Gruss gewechselt hatte; er war österreichischer Soldat gewesen, hat es aber, wie man sieht, auch in Italien nicht weit gebracht!

Nun wandert man stundenlang durch ein einsames Waldthal ohne einem Menschen zu begegnen und ohne einen Laut zu hören; ein Gefühl der Weltverlassenheit wird selbst den beherzten Wanderer beschleichen und in solcher Einsamkeit stellte ich allenthalben Betrachtungen über die cimbrischen Volksreste hier an.

Diese armen Teufel in den »Sieben Gemeinden« und in den Gebirgswinkeln von Südtirol sind in der That tief zu bedauern; vergessen und verlassen von den eigenen Volksgenossen, verlacht und verspottet von den Abtrünnigen und Uebergegangenen ihres Stammes »den Italienern der neuen Schule,« stehen sie rathlos und hilflos unter den Wälschen und erwarten ihr Schicksal! —

Und das Schicksal dieser treuen Anhänger altdentscher Sitte und Volkstums ist es, einer nach dem andern auszustehen! Ja, auf dem Sterbebette müssen sie noch die kränkende

Empfindung haben, dass ihr Hingang gar nicht einmal bedauert wird! — Sie haben im Allgemeinen hier nur Gegner; auch die Seelsorger nicht ausgenommen!

Die Tröstungen der Religion vernehmen sie nicht in der Muttersprache; kein deutsches Gebet für ihre Seelenruhe wird an ihrem Grabe gehört und keine Inschrift in deutscher Sprache auf ihrem Grabdenkmal zu lesen sein!

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen kam ich endlich zu der Osteria del' Gärtle, 2 $\frac{1}{2}$ Stunden von Camporovere.

Der Platz, wo sich diese Osteria befindet, sagt uns sofort, wie der Name entstanden ist.

Diese Osteria war nicht sehr einladend, allein mein Hunger siegte über den Widerwillen, und so trat ich durch die rauchige Küche in das »Gastzimmer« das aber eher einer Höhle vergleichbar ist, und setzte mich mit Todesverachtung zu Tische. Die Wirthsleute sind Italiener und sonst recht höflich; aber an Tischtücher, Servietten und saubere Bestecke denken sie offenbar nicht!

Ein Risotto, nämlich ein Brei aus Reis, Kohl, Rüben und Käse mit Brot und Wein mundete mir indessen, und so war ich denn mit dem zwar nicht appetitlichen aber ausgiebigen Mittagessen soweit zufrieden.

In einer weiteren Stunde einsamen Wanderns kam ich zu der »Osteria del' Termine« in der Nähe der tirolischen Grenze.

Hier ist ein mehrere Mann starker italienischer Grenzwachposten; denn der Schleichhandel mit Culturartikeln der Barbaren soll sehr schwunghaft betrieben werden. — Ich traf später sogar einige, die mir als »Pascher« bezeichnet wurden.

In einigen Minuten erreichte ich die schwarzgelbe Grenze und in einer Stunde von der Expositur gerechnet, sanft ansteigend die Albergo Vezzena oder Wessen.

Dieses Wirthshaus, umgeben von ausgedehnten Alpenweiden mit zahlreichen Alpenhütten, ist 1402 m hoch und hat seinen Namen von den Wiesen rund umher.

Die »Cima di Vezzena« (2051 m), die eine weite Aussicht über die Berge der Umgebung bis in die venetianische Ebene gewährt, wird von hier aus erstiegen.

Eine blonde Kellnerin brachte mir ein Glas Wein und einen kleinen Imbiss; ich vermuthete, dass deutsches Blut in ihren Adern rolle und wollte ihr in meiner Freude den Unterschied zwischen deutschen und italienischen Kellnerinnen vor Augen führen, der zweifellos für sie schmeichelhaft gewesen wäre, aber ihre Zunge und ihre Gesinnung war italienisch.

Ich hielt mich nun nicht länger mehr auf und schlug die Richtung nach einem Orte ein, der auf ein deutsch vaterländisches Gemüth immer eine Anziehungskraft ausüben wird; es ist Luserna, das deutsche Lusarn.

Man gelangt durch Gehölz und über ausgedehnte Alpenböden in $\frac{3}{4}$ Stunden dahin.

Es gewährte mir ein grosses Vergnügen, eine Anzahl Kinder auf den Viehweiden zu sehen, die sich da herumalagten und lärnten.

Sprecht ihr deutsch? fragte ich einen der Knaben.

Ja, war die Antwort. Wie heisst du denn? fragte ich weiter. Anton. Und wie noch? Nicht anders. Heisst du nicht Nikolussi? Ja, so heissen wir alle.

Wo ist denn ein gutes Gasthaus in eurem Orte? Der Wirth heisst auch Nikolussi. Wie man sieht, gab der Knabe vollkommen verständliche, deutsche Antworten.

Ich stieg nun hinab in den Ort und begab mich in das bezeichnete Gasthaus.

Daselbst traf ich einen Doctorand, den Lehrer der deutschen Schule und den Ortsvorsteher, sämtliche Herren aus dem Geschlechte der Nikolussi, deren Vorfahren aber einmal Nikolaus geheissen haben.

Nach gegenseitiger Begrüssung überliessen wir uns einer gemüthlichen Plauderei, wobei ich so manches Interessante über die Verhältnisse der deutschen Gemeinde Luserna erfuhr.

Dann machte ich einen kleinen Spaziergang durch den Ort, wobei mich der Lehrer Herr Nikolussi begleitete.

Die Häuser des Ortes stehen unregelmässig nebeneinander, sind aus Bausteinen aufgeführt, niedrig und häufig ohne Rauchfänge, so dass der Rauch bei den Hausthüren heraustritt wie bei unseren Alpenhütten.

Dann kamen wir weitergehend an den Südrand des Plateaus und nicht ohne einiges Grauen betrachtet man hier die furchtbar steilen Wände des Astikothales unter sich.

Da ist, erzählte Herr Nikolussi, vor Jahren ein Weib, von einer Lawine erfasst in die Tiefe hinabgerissen worden, wunderbarer Weise jedoch am Leben geblieben. Sie stieg wieder den steilen Hang hinan, und begegnete den Leuten, die aus dem Dorfe mit Schaufeln und Leintuch herbeigeeilt waren, sie auszuschaufeln.

Ein lehrreiches Beispiel des harten Kampfes ums Dasein auf diesen unwirthlichen Höhen, sind die terrassenförmig angelegten Kraut- und Kartoffelfelder; man staunt, mit welchem Fleiss da hohe Schutzmauern aufgeführt wurden, um sich ein kleines Ertragnis zu sichern!

Auf dem Rückwege betrachtete ich den Bau der neuen Schiesssätte und wohnte dem Leichenbegängnisse eines Bewohners von Luserna bei, bei welcher Gelegenheit ich auch das Grab des um das Deutschthum dieses Ortes so verdienstvollen Ortsvorstehers Nikolussi besuchte.

Die Kirche ist klein, einfach, schmucklos, wie es bei der Armuth dieser Gemeinde auch nicht anders sein kann.

Der junge Curat, Herr Josef Pacher, ist ein deutsch denkender Mann und ein würdiger Nachfolger seines verdienstvollen Vorgängers Pater Zuchristian.

Dieses früheren Seelenhirten und des verstorbenen Ortsvorstehers Nikolussi muss noch etwas ausführlicher gedacht werden, da es ihnen hauptsächlich zu danken ist, wenn Luserna heute noch nicht verwälscht ist.

Nikolussi fand es für natürlich, dass Luserna, weil es deutsch ist, auch eine deutsche Schule und einen deutschen Priester haben müsse, und seinen Bemühungen gelang es auch, dass ein deutscher Seelenhirt dahin kam, mit welchem der Gemeindevorsteher dann die Sache so energisch betrieb, dass sie ihren Zweck auch wirklich erreichten.

Der selige Ortsvorsteher würde uns, wenn er noch lebte, erzählen, dass die Sache aber durchaus nicht so einfach war, wie es den Anschein hat.

Das kostete, von den Reisespesen ganz abgesehen, noch gar viele unterthänigste Vorstellungen und Bücklinge vor den hohen Herren in Innsbruck und Wien, bis man für den deutschen Ort Luserna die deutsche Schule und eine Unterstützung erlangte.

Dieser Mann hat es also mit seinem wackeren Seelenhirten endlich »durchgesetzt«, dass neben der italienischen Schule auch eine deutsche Schule besteht, die heute von mehr als 100 Schülern besucht wird und unter dem dormaligen Leiter und Lehrer eine segensreiche Thätigkeit entfaltet.

Und so wollen wir hoffen, dass dieser deutsche Ort mitten unter den Italienern gedeihlich fortschreiten und dem Deutschthum erhalten bleiben möge!

An den Bewohnern fehlt es nicht; sie halten fest zum Deutschthum; wie ein Fels in der Meeresbrandung stehen sie da; aber in ihrer gefährdeten Stellung haben sie Anspruch auf nationale Theilnahme und Unterstützung, sonst könnten sie namentlich bei einem Wechsel der leitenden Persönlichkeiten, einmal über Nacht verloren sein.

Und da wollen auch wir deutsche Touristen an den Schicksalen dieser verlassenen Deutschen Antheil nehmen, sie unterstützen, und unsere vergessenen Brüder öfters besuchen!

Wir werden es nicht zu bereuen haben; wir finden dort ebenso prächtige Landschaften, herrliche Aussichtspunkte, anständige Wirthe und freundliche Wirthinnen; wir werden zwar einfach, dafür aber recht billig leben; wir sind gerne gesehen und befinden uns wirklich unter unseren Brüdern, was an anderen Orten nicht immer der Fall ist, lauter Dinge, die einen grossen Theil unserer Naturfreunde gewiss eher ansprechen werden, als der Aufenthalt an theuren Orten oder unter der sogenannten besseren Welt, die aber bekanntlich die schlechtere ist.

Wahrhaftig, Steub hatte Recht, als er schrieb, dass das deutsche Volk in diesen Berggegenden, das sich von seinen deutschen Stammesbrüdern so lange vergessen und verlassen sah, zur grössten Ehre anrechnet, wenn ein deutscher Herr dasselbe besucht!

Ich kann aus eigener Erfahrung hinzufügen, dass die Tage, die ich unter diesen Deutschen zubachte, zu meinen angenehmsten gehören, und dass ich mich verpflichtet gefühlt habe, das einem weiteren Kreise mitzutheilen.

Am Morgen des nächsten Tages verliess ich Luserna mit dem Vorhaben baldiger Wiederkehr und schritt auf der neuen Strasse, die nach Monte Rover führt, rüstig durch Tannenwald vorwärts; die Strasse hat eine Länge von 5 km und da sie vollkommen eben dahinläuft, erreichte ich das Gasthaus am Eichberg, wie es deutsch heisst, in einer guten Stunde.

Steub traf in den Siebzigerjahren da noch einen deutschen Wirth, der ihn und seinen Begleiter freundlich aufnahm. Das scheint mittlerweile anders geworden zu sein; ich hörte hier nur italienisch sprechen.

Eine kleine Strecke hinter dem Gasthause biegt man rechts von der Strasse ab, um einen aussichtsreichen gut gangbaren Steig über die sogenannte Eichleiten zu erreichen.

Der Punkt, wo wir uns befinden, hat eine Höhe von 1264 m und Gohnatsch oder Caldonazzo 490 Meter.

Man muss daher 774 m auf einem geschlängelten, übrigens recht gutem Steige, abwärts steigen, was man in zwei Stunden leicht vollführt, vorausgesetzt dass man mit der Betrachtung des prächtigen Landschaftsbildes nicht gar zu viel Zeit verliert.

Auf dem Wege besagt ein Denkstein, auf deutschem Boden in italienischer Sprache, dass ein gewisser Lorenzo Agostino di Antonio am 22. Juli 1886 hier abgestürzt und sofort todt geblieben ist. Der gute Mann hätte auch etwas besseres thun können, als auf diesem ganz ungefährlichen Wege abzustürzen.

Die Ebene von Caldonazzo wie überhaupt das Valsugana ist ein Paradies; die Wunder und Herrlichkeiten der Natur, die Reize und Ueppigkeit der Vegetation sind hier mehr als an anderen Orten verschwenderisch ausgebreitet.

Blondhaarige Kinder und liebe Jungfrauen erfreuen und erinnern immer wieder, wie nahe verwandt sie uns sind; man könnte sie küssen, diese kleinen Flachsköpfe — und unter diesen Verwandten wüthet ein Nationalitätenkampf, wie ich ihn gar nicht für möglich halten wollte!

Im Hôtel »Caldonazzo«, das ich deutschen Touristen auf das Wärmste empfehlen kann, wurden mir von dem deutschen Wirthe, einem geborenen Grazer und seiner Frau, einer Italienerin, die abscheulichsten Dinge erzählt, denen ich jedoch hier keine Worte widmen will.

Im Waggon II. Cl. der Valsuganabahn sass mir gegenüber eine hochgebildete deutsche Dame aus Innsbruck, die Gattin des Universitäts-Professors von *, welcher ich die Eindrücke meiner Reise schilderte.

Als sie jedoch bemerkte, dass ich mich der verlassenen Deutschen annahm, ergriff sie sofort die Partei der Italiener und klagte die Deutschen geradezu der Ungerechtigkeit an!

»Die Italiener wären das ältere Culturvolk und hätten ältere Ansprüche auf das Land, mindestens aber das gleiche Existenzrecht, das ihnen die Deutschen schmälern wollen.«

Auch ein deutscher Philister liess sich vernehmen und fragte mich fast herausfordernd: »Waren es nicht die germanischen Barbaren die nach Italien gezogen und das ganze Land überschwemmt haben!«

»Was hatten denn diese Barbaren dort zu suchen?« Ja, diese germanischen Barbaren! — kaum ist mit einem Worte ärgerer Missbrauch getrieben worden!

Hunderte von Quadratmeilen haben sie dort besiedelt und der verkommenen römischen Rasse neues Blut zugeführt; unsere Volksgenossen sind aber im Italienerthum untergegangen und — wie leider auch anderwärts der Fall — Gegner ihrer eigenen Blutsverwandten geworden.

An m. d. R. d. Die absonderlichen Verhältnisse in den *Sette Comuni* sind übrigens auch in Italien nicht unbekannt geblieben und haben in Mailand kürzlich sogar eine dramatische Wirkung erzielt. Wie wir einem Mailänder Blatte entnehmen, fand dort im Teatro Stablini am 13. Juli die erfolgreiche erste Aufführung eines Dramas von Giuseppe Menin statt, welches hauptsächlich durch die getreue Schilderung des Lebens und Treibens in den *Sette Comuni* Interesse erweckte.